

Die Würde des Menschen ist (un)antastbar

„Mama?“, fragte ich ängstlich, „Mein Geldbeutel ist irgendwie weg.“ Sie sah mich an, ihre Augenbrauen zogen sich zusammen. „Wie, *irgendwie* weg? Ist er einfach verschwunden?“ Hilfe. Ich war erledigt; dieser Gesichtsausdruck bedeutete nichts Gutes. „Er muss mir vorhin beim Umziehen aus der Hose gefallen sein.“ Mama runzelte die Stirn. Dann schüttelte sie entnervt den Kopf und starrte mich an. „Los, geh ihn suchen. Ich stehe so lange hier an, das Geschäft ist ja nicht weit weg von hier. Schaffst du das alleine?“ Ich nickte und lief wieder auf die Straße.

Wenn ich mich recht erinnerte, war die Boutique nur wenige Straßen entfernt. Während ich mich durch die Menschenmassen schob, dachte ich darüber nach, ob jemand meinen Geldbeutel gefunden hatte.

Tief in meine Gedanken versunken bemerkte ich nicht, dass immer weniger Menschen unterwegs waren. Ein heiseres Bellen zerriss meine Gedanken und brachte mich abrupt zum Stehen. Ich war wohl falsch abgebogen, denn in der engen Gasse, in der ich mich befand, war kein anderer Mensch zu sehen. Trotzdem folgte ich dem Geräusch und schon nach ein paar Schritten teilte sich die Gasse vor mir in eine offene Straße.

Kleine Häuser reihten sich die Straße entlang, doch Häuser konnte man sie genau genommen nicht nennen. Es waren vielmehr Hütten mit heruntergekommenen Blechstücken als Dächern, kaputten Fenstern und Vorhängen als Türen. Unvorstellbar, dass hier Menschen leben sollten; der Block wirkte eher wie ein verwilderter Garten, nur ohne Pflanzen. Viel mehr konnte man in dem fahlen Licht nicht erkennen.

Angestrengt starrte ich auf die verwahrloste Hütte gegenüber, als sich ein Schatten aus der Dunkelheit löste und schnell auf mich zukam. Ich konnte mich nicht bewegen; der Schock saß mir zu tief in den Knochen. Noch bevor ich zurückweichen konnte, stand ein ausgemergelter Junge vor mir. Er konnte, was ich anhand seines verdreckten Gesichts ausmachte, nicht viel älter sein als ich. Den Rest musste man sich dazu denken; sein ganzer Körper war mit Narben übersät, die mir sogar bei dem schlechten Licht stark auffielen.

Dann bleckte er seine Zähne, die krumm und gelblich aus seinem Mund ragten. Ob sie aber wirklich gelb waren oder ob das nur an den Lichtverhältnissen lag, konnte ich nicht sagen.

„Du brauchen putzen? Schuhe?“, fragte er mich auf so schlechtem Englisch, dass ich ihn nur mit großer Mühe verstand. Während er sprach, deutete er energisch auf meine Schuhe. Wieder fragte er: „Du brauchen putzen?“ Als ich nicht antwortete, fügte er schnell hinzu: „Ich machen dir. Du aber Geld.“

Oh. Geld brauchte er. Aber ich hatte keins, und selbst wenn, hatte ich nicht vor, ihm welches zu geben. Ich hob abwehrend die Hände. „Ich habe kein Geld bei mir.“ Er sah mich an. Dann wiederholte er: „Ich machen dir. Du aber Geld.“ Diesmal schüttelte ich den Kopf. „Es tut mir leid, ich kann dir kein Geld geben.“

Er schien verstanden zu haben, das zuvor hoffnungsvolle Lächeln erlosch auf seinem Gesicht. Ich hatte schon Angst, er würde gleich auf mich losgehen, doch er drehte sich langsam um und schlurfte zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Dabei fiel mir auf, dass er humpelte. Er stützte sein ganzes Gewicht auf ein Bein; jeder seiner Schritte wirkte wie ein stummer Aufschrei.

Ich wollte mich auch umdrehen und zurück in die Innenstadt laufen, doch etwas hielt mich auf. Er hatte mich nach Geld gefragt, das er offensichtlich dringend brauchte. Doch ich hatte keins. Allerdings...

„Warte!“, rief ich ihm nach.

Der Junge drehte sich wieder um. Dann humpelte er zurück zu mir. Als er vor mir stand, fragte er wieder: „Du brauchen putzen?“ Ich nickte: „Ja, du kannst meine Schuhe putzen. Ich kann dir aber kein Geld geben. Willst du dafür das hier?“ Ich zeigte auf mein linkes Handgelenk, an dem ein goldenes Armband hing. Es war nicht aus echtem Gold, doch auf seine Art einzigartig: ein Anhänger zeigte einen kleinen Stern, der in der Mitte ein rundes Loch hatte. Das Armband war kaum etwas wert – außer vielleicht dem Gedanken, dass es ihm hoffentlich mehr helfen konnte als mir.

Der Junge starrte mich mit großen Augen an. Sein Blick wanderte zu dem Armband. Dann hob er wieder den Kopf und sah mir in die Augen. „Du kannst es verkaufen.“, sagte ich.

Er erwiderte nichts, doch er nickte, und ein leichtes Lächeln huschte über seine Lippen. „Bleib du. Ich gleich da.“, meinte er und humpelte über die Straße. Er verschwand in dem provisorischen Haus. Ich hörte, wie er mit einem anderen Mann sprach; verstehen konnte ich sie nicht. Dann kam er mit einem kleinen Hocker unter dem Arm zurück. In der anderen Hand trug er einen Eimer und eine Hartbürste. Er stellte den Hocker vor mir auf den Boden und zeigte darauf. Ich setzte mich; das Holz unter mir wackelte. Prüfend verlagerte ich mein Gewicht, doch nichts brach.

Der Junge hockte sich hin und stellte meinen Fuß auf sein Knie. Er tauchte die Bürste in den Eimer, der mit überraschend sauberem Wasser gefüllt war. Dann fing er an, meinen Schuh zu bürsten. „Gutes Wasser“, erklärte er stolz. „Weit geholt. Für Geld.“

Oh Gott. Ich wollte überhaupt nicht wissen, wie weit er für dieses Wasser hatte laufen müssen; ich konnte mir nicht vorstellen, dass es in der Nähe der Stadt einen Fluss gab.

Während er still arbeitete, musterte ich ihn genauer. Jetzt erst fiel mir auf, dass er selbst keine Schuhe trug. Seine nackten Füße waren dreckig und aufgeschrammt. Er musste wirklich starke Schmerzen haben.

Durch die Stille war nur das Schrubben der Bürste zu hören, bis der Junge wieder sprach. „Du reich?“ Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Er schien mein Schweigen als Unverständnis zu deuten und fragte noch einmal: „Du aus reiche Land?“ Nein, wollte ich antworten, doch ich wusste es besser. Nachdem ich das hier alles gesehen hatte, war ich wohl ein reicher Mensch. „Wahrscheinlich“, sagte ich deshalb nur.

Der Junge blickte kurz auf, dann nickte er und lächelte schwach, aber das Lächeln erreichte nicht seine Augen. „Gut. Viel Geld man braucht. Leben schön. Wir auch Geld gehabt.“, sagte er gepresst.

„Warum jetzt nicht mehr?“, wollte ich wissen. Er seufzte. „Meine Mutter tot als Schwester geboren. Sie auch tot. Vater ist geworden krank. Bruder und ich am Arbeiten. Aber nicht viel Geld.“

Mir wurde schlecht. Diese Worte lösten etwas in mir aus, einen Gedanken, der immer größer und dringlicher wurde. Wie vielen Menschen es wohl so ging? Ein Schicksalsschlag nach dem anderen - und war es einmal so weit gekommen, gab es kein Zurück mehr.

Das Thema Armut war schon öfter in der Schule vorgekommen, und schon da hatte es mich traurig gemacht. Doch ich hatte es immer nur als unwirklich wahrgenommen, nie hatte ich wirklich darüber nachgedacht, dass manche Leute wirklich, ganz in echt, in solchen Verhältnissen leben mussten. Jetzt, da ich mit diesem Jungen sprach und seine Verzweiflung spürte, wurde ich wütend. Wütend darauf, wie gut es uns zu Hause ging, wie niemand wirklich versuchte, etwas zu unternehmen. Wütend darauf, dass Armut bei uns nur eine Statistik war.

In diesem Moment fasste ich einen Entschluss. Ich wollte etwas unternehmen. Doch wie sollte ein einzelner Mensch – ich- all das verändern? Ich konnte nicht den Welthunger stillen, keine Kriege auflösen, kein Geld bis zum Umfallen verschenken. Zumindest nicht ohne die Hilfe von anderen.

Der Junge erzählte mir noch mehr aus seinem Leben, während er meine Schuhe polierte. Was er den Tag über machte, um zu überleben, wie sein Vater krank zuhause lag und warum er Englisch sprach. Bevor sein Leben so abgestürzt war, hatte er mit seiner Familie etwas außerhalb der Stadt gewohnt. Seine Mutter war bei einer Fehlgeburt ums Leben gekommen; von da an musste sein Vater hart schuften, um die Miete weiterhin bezahlen zu können. Durch die starke körperliche Arbeit wurde er krank und konnte ohne eine Operation nicht mehr das Bett verlassen. Doch das Geld genügte nicht für eine OP, und so hatte der Junge mit ihm und seinem älteren Bruder hierherziehen müssen.

Der Junge hatte viel geredet, aber keine Fragen gestellt. Ich war allerdings froh; ich wollte ihm nicht erzählen, wie perfekt mein Leben im Vergleich zu seinem war.

Als der Junge mit meinen Schuhen fertig war, nahm er sein dreckiges T-Shirt und trocknete sie damit ab. Ich wollte schon protestieren, da stellte er meine Füße schon wieder auf den Boden und richtete sich auf. Ächzend stand auch ich auf und streckte mich. Dann bemerkte ich, dass er mich betrachtete. Seine wachsamen Augen registrierten jede meiner Bewegungen. Mir wurde etwas mulmig zumute. Ich konnte ihn nicht einschätzen. Aber er fing an zu lächeln und streckte mir die Hand hin. Ich lächelte ebenfalls und zog mir das Armband vom Handgelenk. Dann legte ich es in seine Handfläche. „Danke. Das kannst du haben, hoffentlich nützt es dir was.“, sagte ich.

Er nickte nur und kratzte sich am Hinterkopf. Scheinbar wollte er etwas sagen, er öffnete gerade den Mund, doch er wurde von einer lauten Männerstimme

unterbrochen, die etwas rief. Er schrie zurück, dann winkte er und rannte in sein Haus. Stirnrunzelnd blickte ich ihm nach. Eigentlich hatten es meine Schuhe ja überhaupt nicht nötig gehabt, geputzt zu werden. Aber trotzdem - das war es wert gewesen.

Ich wandte mich ab, doch jeder Schritt zurück in Richtung der Gasse fühlte sich an, als würde ich etwas im Stich lassen. Da fiel mir wieder ein, warum ich überhaupt weitergegangen war. Der Hund, der gebellt hatte. Ich musste wissen, ob es ihm gut ging. Doch würde ich ihn jetzt noch finden? Ich hatte keine Ahnung, wie viel Zeit seit dem Jaulen vergangen war.

Ich lief die Straße ein Stück weiter und sah mich suchend um. Nach ein paar Schritten sah ich etwas hinter einer Plane am Straßenrand liegen. Ich trat näher, erkannte nur etwas Braunes, Wuscheliges. Dann wurde mir klar, was ich da sah. Ich würgte. Es war nicht nur braun. Und es war nicht nur wuschelig. Deshalb das Jaulen.

Mir stiegen Tränen in die Augen, ich beugte mich vor, um mich zu übergeben, doch da kam nichts. Nein, ich musste weg hier. Dieser Ort war schlecht. So rannte ich in die Gasse zurück, während ich in Gedanken noch einmal mein Gespräch mit dem Jungen durchging. Als der Mann ihn gerufen hatte, hatte ich nichts verstanden. Doch in dem Wortschwall war mir etwas aufgefallen. Ein Wort, es musste ein Name sein. Amadou.

Sein Name?

Während ich in die Innenstadt zurücklief, konnte ich meinen Kopf nicht frei bekommen. Die Sorge darüber, was meine Mutter zu mir sagen würde, wurde übermannt von meinen Erinnerungen an Amadou und den Hund. Konnte man helfen? Sollte man helfen? Würde ich helfen?

Ich irrte durch die lange Einkaufsstraße, suchte meine Mutter unter den dunklen Gestalten in der immer noch vollen Stadt. Plötzlich fand ich mich vor der Boutique wieder, zu der ich ursprünglich hatte laufen wollen. Das Licht innen war dunkel, doch davor stand immer noch eine Person.

„Mama!“, schrie ich und rannte auf sie zu. Sie sah auf, Erleichterung machte sich auf ihrem tränenverschmierten Gesicht breit. Gerade rechtzeitig öffnete sie ihre Arme, um mich aufzufangen. Sie drückte mich einige Sekunden fest an sich, bevor sie mich von sich schob und mich böse anfunkelte. „Wo verflixt noch mal warst du? Weißt du eigentlich, was für eine Angst ich hatte? Ich dachte schon, ich finde dich nicht mehr!“ Mama schüttelte den Kopf, fasste sich an die Stirn und murmelte leise: „Donner und Doria, was mache ich nur mit diesem Kind!“ Ich schwieg. Meine Kehle war zu trocken, um zu antworten.

Als sie meinen starren Blick bemerkte, wurden ihre Gesichtszüge weich. „Ach, Mäuschen, hast du dich verlaufen?“ Ich nickte stumm. „Während du weg warst, habe ich mich um dein Portemonnaie gekümmert.“ Triumphierend zog sie meinen Geldbeutel aus ihrer neuen Tasche und grinste.

Im Flugzeug lehnte mich in meinem Sitz zurück und schloss die Augen. Schnell öffnete ich sie wieder; im Dunkeln sah ich immer wieder die Bilder des vergangenen Abends vor mir. Um sie zu vertreiben, blickte ich stattdessen aus dem kleinen ovalen Fenster. Unter mir bemerkte ich die blinkenden Lichter der Stadt, die im dämmernden

Licht noch größer wirkte. Jetzt erst fiel mir auf, dass etwa ein Drittel der Stadt kaum zu erkennen war. Keine Lichter – dort war ich also gewesen.

Amadou.

Konnte man helfen?

Amadou.

Sollte man helfen?

Amadou.

Würde ich helfen?

Ich fühlte mich wie in einem Traum gefangen. In einem Albtraum.

Betreff: Anfrage Relistunde

Lieber Herr Dubois,

nach meinem Urlaub mit meinen Eltern habe ich mir viele Gedanken über Armut in anderen Kulturen und Ländern gemacht. Ich musste feststellen, wie viele Leute kaum über die Zustände anderer Bescheid wissen - mich eingeschlossen. Ich habe mir als Ziel gesetzt, die Menschen in meinem Umfeld darüber aufzuklären, um aktiv gegen diese Ungerechtigkeit zu wirken. Deshalb wollte ich Sie fragen, ob wir in einer Religionsstunde einmal über dieses Thema reden könnten.

Ich bedanke mich schon einmal für eine Antwort.

Mit freundlichen Grüßen,

Olivia

Betreff: Antwort auf Anfrage Relistunde

Liebe Olivia,

toll, dass du dich so für dieses Thema interessierst! Bestimmt war der Urlaub mit deinen Eltern sehr spannend, ich freue mich darauf, was du berichten kannst. Leider können wir dieses Schuljahr keine Änderungen am Lehrplan vornehmen, da wir mit dem Stoff sowieso schon zurückhängen und dringend wieder aufholen müssen. Wir haben das Thema Armut aber schon im letzten Jahr durchgenommen, falls du dich erinnerst ;)

Ich hoffe du verstehst meine Lage und nimmst mir das nicht allzu übel! Bleib trotzdem an dem Thema dran, wenn du möchtest, können wir gerne einmal unter vier Augen nach dem Unterricht darüber sprechen, falls du Fragen oder andere Anliegen hast.

Viele Grüße,

Maxime Dubois

Acht Jahre waren seit meinem Zusammentreffen mit Amadou vergangen. Manchmal, in ganz dunklen Nächten, sah ich aus dem Fenster und fragte mich, wie es ihm wohl erging. Vielleicht blickte er ebenfalls aus seinem Fenster. Vielleicht lag er verletzt im Bett. Vielleicht war er tot. Diese Ungewissheit verfolgte mich die letzten Jahre wie ein stummer Schatten. Anfangs versuchte ich noch, mit meinen Mitmenschen und diversen Lehrern darüber zu reden, doch niemand nahm mich wirklich ernst, bis ich die Hoffnung verlor und schließlich aufgab. Es gab Momente, in denen ich dachte, die Welt würde aufwachen und verstehen, dass sie helfen musste, doch jedes Mal wurde ich enttäuscht.

So wurde ich zunehmend von Schuldgefühlen geplagt. Ich hatte nichts unternommen. Ich hatte ihm nicht geholfen. Inzwischen hatte ich mich damit abgefunden, nie zu wissen, was mit Amadou geschehen war. Die Erinnerung an ihn war verschwommen, kaum festzuhalten in meinen Gedanken. Das einzige klare und deutliche waren seine Augen, die mich mit einem Hauch von Verzweiflung musterten. Ich war mir nicht einmal sicher, ob es eine echte Erinnerung war.

Inzwischen war ich mit der Schule fertig und war nun gerade dabei, meine Sachen einzupacken. Heute würde ich aus meiner vorübergehenden Wohnung in das Studentenwohnheim meiner neuen Universität ziehen. Ich hatte schon alles in Kartons verstaut – bis auf das Gesetzbuch, ein Starterpaket aus Gesetztext und schwarzer Krawatte, das Geschenk meiner Mutter. „Das ist alles, was man als guter Jurist braucht“, hatte sie gescherzt.

Ich nahm das Gesetzbuch in die Hand und öffnete den letzten Karton. Als das Buch in dem Karton lag, schoss mir der erste Satz des Grundgesetzes durch den Kopf: *Die Würde des Menschen ist unantastbar*. So war es gesetzlich geregelt. Bei uns. Doch in Bezug auf Amadou oder die anderen armen Leute, die in solchen Verhältnissen lebten, war das nicht der Fall. Das war doch nicht fair.

Tief in meinen Gedanken versunken hörte ich das energische Klingeln erst beim dritten **RING-RING**. Erschrocken sprang ich auf. Konnte das jetzt schon der Umzugshelfer sein? Schnell lief ich zur Wohnungstür und schloss sie auf. Vor mir stand ein muskulöser junger Mann mit dunklen Locken, die unter seiner dunkelblauen Kappe hervorspähten. Er lächelte mir zu. „Sind Sie die, die ich Umzug helfen soll?“, fragte er mit starkem Akzent. Ich nickte leicht und antwortete höflich: „Ja, vielen Dank, dass Sie so schnell kommen konnten. Es sind nicht so viele Kartons, ich bin noch nicht lange hier in der Wohnung gewesen.“

Der Mann nickte ebenfalls und ich machte ihm Platz, damit er eintreten konnte. Bevor er den ersten Karton aufhob, kratzte er sich kurz am Nacken. Ich hatte schon Angst, es wäre zu schwer für ihn, doch dann trug er das Ding mit Leichtigkeit die Treppe hinunter zu seinem Umzugswagen.

Nachdem wir schweigend alles nach unten transportiert hatten, sah ich dem Mann zu, wie er die Kisten in das Auto hievte. „Keine Möbel?“, fragte er mich stirnrunzelnd. „Nein, ich bekomme alles vom Wohnheim zur Verfügung gestellt, was ich brauche.“, erklärte ich.

Der Mann warf mir einen kurzen Blick zu, bevor er die letzte Kiste zuerst auf seinem Knie abstellte und sie dann auf die Ladefläche packte. Während ich ihn dabei

beobachtete, bemerkte ich etwas an seinem Arm funkeln. Beim genaueren Hinsehen erkannte ich ein goldenes Armband, das an seinem Handgelenk hing. Doch er nahm den Arm zu schnell wieder herunter, als dass ich mehr hätte erkennen können.

Der Mann drehte sich zu mir und nahm einen Notizblock aus seiner Hosentasche. Darauf hakte er mit einem Stift die erledigten Punkte ab. Dabei konnte ich einen genaueren Blick auf das Armband erhaschen. Ich stutzte. Es kam mir so vertraut vor. Den Anhänger daran hatte ich schon einmal gesehen. Der kleine Stern mit dem Loch in der Mitte – mein Herz setzte einen Schlag aus.

Das konnte nicht wahr sein. War das mein Armband, das ich Amadou damals vor acht Jahren geschenkt hatte?

Nein. Ich musste mich verguckt haben.

„Darf ich mal sehen?“, fragte ich und zeigte auf das Schmuckstück. Ich bereute sofort, danach gefragt zu haben. Wie kam das wohl an? Doch der Mann lächelte nur und streckte mir seinen Arm hin. „Mir wurde geschenkt vor lange Zeit, es hat Glück und Hoffnung gebracht. Eine nette Mensch.“, sagte er mit einem nostalgischen Unterton in seiner tiefen Stimme.

Ich konnte nicht anders, ich musste ihn anstarren. „Amadou?“, brachte ich flüsternd heraus.

Der Mann zuckte zusammen. Seine Augen weiteten sich - Augen, in denen immer noch ein Hauch von Verzweiflung steckte. Sekunden vergingen, in denen keiner von uns etwas sagte.

„Reiches Mädchen“, sagte er ungläubig. Er hob eine Hand, nur um sie gleich wieder sinken zu lassen. „Hast du mich gerettet?“

Mir stiegen Tränen in die Augen. „Nein, habe ich nicht. Doch ich habe es versucht, versprochen. Ich habe mit jedem geredet, der mir zuhören wollte, doch nichts habe ich erreicht.“ Eine der Tränen floss meine Wange hinunter. „Wie hast du es geschafft? Wie bist du hierhergekommen?“, fragte ich mit erstickter Stimme.

Amadou sah ebenfalls gerührt aus, als würde er auch gleich anfangen zu weinen. „Vor vier Jahre ein Organisation hat mich rausgeholt aus meine Land. Mein Vater war schon tot, gestorben an seiner Krankheit. Als mich ein Helfer von Team gefunden hat, ich war auch schon fast tot. Hunger. Sie haben mich mitgebracht hierher mit andere arme Leute, wir konnten essen und gut wohnen. Habe abends Schule gemacht und am Tag Job. Jetzt ich kann arbeiten als Umzugshelfer.“

Während er erzählte breitete sich in mir eine tiefe, innere Ruhe aus. Jahrelang hatte ich die schlimmen Gedanken nicht loslassen können – jetzt lösten sie sich mit einem einzigen Atemzug auf.

„Was war das für eine Organisation?“ Ich war neugierig. Amadou legte nachdenklich den Kopf schief und dachte nach. „FutureSteps Foundation“, sagte er dann mit einem Schulterzucken. „Gibt noch nicht so lang“.

Ich nickte. Von denen hatte ich noch nichts gehört, das lag aber vielleicht auch daran, dass ich seit einiger Zeit versuchte hatte, mich von dem Thema abzulenken.

„Ich bin froh, dass du es geschafft hast. Hoffentlich bist du glücklich hier.“ Amadou lächelte breit. „Sehr. Es geht so gut wie noch nie. Aber viele andere kann nicht

geholffen werden. Manchmal ich habe schlechte Gewissen.“ Er kratzte sich am Kopf.
„Vielleicht ich kann eines Tages auch helfen.“

Ja, da war ich mir sicher. Ich hatte das starke Gefühl, er würde später noch viel Gutes bewirken. Vielleicht würde ich ja sogar an seiner Seite stehen. Was ich damals nicht hatte schaffen können, würden wir nun gemeinsam meistern.

GRÜNDER VON FUTURESTEPS FOUNDATION IST TOT

Maxime Dubois, der Gründer der FutureSteps Foundation, ist gestern im Alter von 74 Jahren verstorben. Grund dafür, sei laut Ärzten ein Lungenkrebs in bereits fortgeschrittenem Stadium. Dubois hatte in seinen letzten Jahren nicht nur als Lehrer gearbeitet, sondern sich aktiv für Menschen eingesetzt, die in armen Verhältnissen lebten. Seine 2017 gegründete Hilfsorganisation handelte dabei nicht nur im Umkreis seines Wohnsitzes, sondern hatte sich die Aufgabe gemacht, hilfsbedürftigen Personen weltweit das Leben zu erleichtern. Dubois legte seinen Fokus auf Minderjährige und junge Erwachsene, denen je nach Schwere ihrer Lage auf unterschiedlichste Arten Unterstützung geboten wurde. Nun, nach seinem Tod, werde die FutureSteps Foundation zu einem großen, landesweiten Spendentag aufrufen, verkündete die nachfolgende Direktorin Chiara Rossi, 36, die schon bald die Führung übernehmen wird (*weiter auf S.3*)

So kann ein einzelner mehr erreichen, als er sich selbst jemals vorstellen konnte.

von Sofia Wang und Lilja Schrumpf